



Isarwinkel-
Verlag

Norden, Jakl im mittleren Osten am Ilmensee und ich im Mittelabschnitt im Gebiet Minsk. Irgl war zu dieser Zeit schon Invalide. Es war somit ungeahnt das letzte Abschiednehmen und es war gut so. Wie immer machte mir die Mutter mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirn und sagte, ich solle das Beten nicht vergessen, dann wäre es nicht gefehlt. Dann wünschte sie mir Glück und Gottes Segen. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Was so eine Mutter damals mitmachen musste, können die Leute heute kaum mehr nachempfinden. Bislang bleiben die heutigen Eltern von solchen Ereignissen verschont. Und hoffentlich wird das weiterhin so bleiben.

Am 8. Juli sollte ich wieder in Minsk sein, doch Minsk wurde schon am 4. Juli von den Russen eingenommen, so dass ich nur bis Warschau kam und anschließend nach Lublin umgeleitet wurde. Im Zug kam ich wieder mit Hermann Gögge zusammen. Wir fuhren praktisch miteinander hinaus, wurden draußen aber auseinander gerissen. Erst Anfang der 50er Jahre haben wir wieder voneinander gehört. Unsere Einheit schimpfte sich, soweit ich heute noch weiß, 1. Skijägerdivision. Wir waren ein kurzfristig zusammengewürfelter Haufen, wo keiner den anderen kannte und kein Verlass aufeinander war. Bei den Spielhahnjägern war ein Zusammenhalt, wo jeder sicher sein konnte, im Fall des Falles nicht im Stich gelassen zu werden.

So kam ich also nach dem *Uffz*-Lehrgang und dem Urlaub an die Front zurück, kannte niemanden in der Einheit und musste gleich wieder rein in die Scheiße. Die Front ging unaufhaltsam immer weiter zurück, der *Iwan* war mittlerweile in mehrfacher Übermacht. Seit Stalingrad waren im Grunde die Würfel gefallen. Wir lagen gerade in einer zusammengeschossenen Ruine, acht Mann von uns, dazu einige von einer anderen Abteilung und ein Feldwebel. Unheimliches Artilleriesfeuer trommelte auf uns herein. Die Russen warteten mit ihrem Vorstoß nur so lange, bis unsere Artillerie ihre Geschütze wieder weiter nach hinten verlegt hatte; dann stürmten sie mit Hurrageschrei und aufgepflanztem Bajonett drauflos.

Unser Feldwebel, den ich erst einige Tage kannte, schrie zu seinen nur noch acht Mann - mehr waren wir bei diesem Himmelfahrtskommando nicht mehr: „Ich lasse mich doch nicht mit einem Bajonett massakrieren!“ Ich weiß noch, dass die Erde regelrecht gebebt hatte vor lauter Artillerieeinschlägen ringsum. Als wir uns etwas weiter hinten später wieder gesammelt hatten, war der Feldwebel nicht mehr dabei.

Ein Kapo³⁴ sagte uns, wir sollten uns in einem großen Waldgebiet eine kleine Verschnaufpause gönnen, dann sollten wir uns zur Verteidigung einrichten. Er stellte ein paar

34 Unteroffizier

Posten auf und wir konnten schlafen, bis wir an der Reihe waren. Wir waren zum Umfallen müde und mussten auf die Kameraden vertrauen, die Wache standen. Die Nacht war ruhig und kohlrabenschwarz. Gegen drei Uhr begann es zu dämmern. Als wir uns nach dem Kapo umsahen, waren er und ein paar Mann verschwunden. Da bewies sich dann wieder die Unkameradschaft eines solchen wild zusammengewürfelten Haufens.

Der Russe umging das große Waldstück, wie ich es vermutet und dem Kapo auch gesagt hatte. Er hatte uns dennoch befohlen, die Stellung zu halten und war dann abgehauen. Zwei Tage schlichen wir regelrecht hinter der Front den Russen nach, und das fast ausschließlich bei Nacht. Tagsüber lagen wir in Kornfeldern versteckt und orientierten uns nach der Sonne. Da waren wir nur noch zu dritt.

Einmal kam in der Nacht ein Gewitter, als wir gerade im Graben neben einer russischen Vormarschstraße lagen. Grelle Blitze leuchteten auf. Wir hätten den vorbeikommenden Russen die Gewehrkolben direkt in die Füße schlagen können, blieben aber ruhig. Entweder hielten sie uns für Gefallene oder sie sahen uns einfach nicht. Wir zogen uns bei nächster Gelegenheit wieder in das Kornfeld zurück.

Bereits Ende 1941 hatten die Russen den Spieß umgedreht und saßen unseren zurückweichenden Truppen dicht auf dem Nacken. In der Nacht waren sie wieder weiter nach

Westen vorgestoßen. Der Kriegslärm war immer schwächer geworden und unsere Aussichten auf ein Durchkommen schwanden immer mehr. Allerdings wollte sich keiner von uns in die Gefangenschaft ergeben, so lange wir uns noch halbwegs frei fühlten, wenn auch wie scheues Wild. Zudem hatten wir Brüder unseren Leuten daheim versprochen, nicht in russische Gefangenschaft zu gehen. Lieber sollte man sich selbst umlegen; wir hatten eben zuviel Schlimmes davon gehört. Viele taten das auch tatsächlich oder gingen ins Wasser. Und jetzt standen wir vor dieser Wirklichkeit und der schweren Entscheidung. Nur gut, dass keiner von uns wusste, was uns in den kommenden Jahren noch bevorstand!

Meine beiden Kameraden, die ich ja erst kurz gekannt hatte, wollten vor Hunger und vor allem vor Durst nicht mehr weiter. Sie meinten, schlechter könnte es uns in Gefangenschaft nicht gehen. Mein Bitten und Betteln, noch einen oder zwei Tage zu warten, half nichts. Immerhin waren wir noch frei; wenigstens konnten wir uns noch heimlich und unsichtbar frei bewegen. Aber es half nichts. Durch die stark besetzte Front wären wir nicht mehr hindurch gekommen. Alleine wollte ich es auch nicht versuchen. Die beiden Kameraden hätten bei den üblichen, wiederholten Verhören sicher nicht dicht gehalten. Dazu hatten wir uns zu wenig gekannt.

In dieser hoffnungslosen Situation ergaben wir uns dann am 22. Juli 1944 schweren Herzens in die Gefangenschaft.

Zwei Tage vorher, am 20. Juli, an dem Tag, als wir von der Truppe abgeschnitten wurden, fand daheim im Reich das Attentat auf Hitler statt, das leider Gottes schief gegangen war. Es war nicht das erste gewesen und Hitler selbst sagte immer darauf: „Die Vorsehung Gottes hat es so gewollt“. Ein scheinheiliger Bursche!

Die Ausfühler des Attentats, Oberst Graf von Stauffenberg und mit ihm viele Sinnesgenossen, alles hohe Offiziere und Generäle, wurden bekanntlich daraufhin gehängt; sie waren keinen Schuss Pulver mehr wert gewesen. Von dem Attentat erfuhren wir erst in den letzten Augusttagen, als wir schon im Gefangenenlager in Saporoschje waren. Der Krieg und die Militärzeit waren für mich zwar zu Ende, aber zugleich begann eine andere, trostlosere und hoffnungslosere Zeit.

Weit habe ich es in den vier Jahren Barras und Kriegszeit nicht gebracht. Ich war kein Mustersoldat, sondern ein Soldat, der seine Pflicht getan hat. Gemäß der Dienstjahre und Erlebnisse war ich Oberschnapser³⁵, das sogenannte Rückgrat der Armee, mit EK II, Infanteriesturmabzeichen, schwarzem Verwundeten-Abzeichen nach der ersten Verwundung und dem silbernen nach der dritten. Außerdem

35 Obergefreiter

erhielt ich die Ostmedaille für die extrem kalte Winterschlacht im Osten 1941/42; das war der sogenannte *Gefrierfleischorden*.

Es gäbe hier noch viel zu berichten und zu verfeinern, doch es soll nicht als Angabe aussehen, das ist nicht meine Art. Ich bin zwar ein Gelerter, aber nicht mit „h“ sondern mit zwei „e“.



Verwundeten-Abzeichen

Gefangenschaft

22. Juli 1944 bis 14. Sept. 1949



Zum Leben zu wenig und
zum Sterben zu viel.

Sehr geehrte Frau Wasensteiner,

Als stellvertretender Kompanieführer habe ich die schwere Aufgabe, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Sohn Josef seit dem 1. September bei den Kämpfen am Fluss Bug und in Dubinka als vermisst gilt. Ich weiß, dass Sie die Ungewissheit über das Schicksal Ihres Sohnes schwer treffen wird. Jedoch dürfen Sie versichert sein, dass ich Sie benachrichtigen werde, sobald ich Näheres über den Verbleib Ihres Sohnes in Erfahrung bringen kann. Ich bitte Sie, mein herzliches Mitgefühl, zugleich im Namen aller Kameraden der Kompanie, entgegenzunehmen und grüße Sie mit

Heil Hitler

i. V. Steffens, Fahnenjunker - Oberfeldwebel

Nachdem die Chancen auf ein Davonkommen durch die stark besetzte Kriegsfront auf den Nullpunkt gesunken waren und wir auch das Eiltempo nicht mehr halten konnten, mussten wir dann doch schweren Herzens in die Gefangenschaft gehen.

Wie seit Jahren die Russen, so waren nun wir gezwungen, die Karabiner wegzuwerfen und uns zu ergeben. Was hätte es uns genutzt, wenn wir uns noch Tage oder Wochen wie scheues und zum Abschuss freigegebenes Wild in den ukrainischen Kornfeldern versteckt hätten - nur mit Weizen als spärliche Nahrung und fast ohne Wasser? Durchgekommen wären wir nie, eher wären wir noch in eine Falle geraten und abgeknallt worden.

Als wir dann im Kornfeld neben der Vormarschstraße vor einigen vorbeiziehenden Truppen russischer Landser aufstanden und uns stellten, hielten diese uns vor Schreck zuerst für Geister. Die drei Posten, die uns in der nächsten Gefangenen-Sammelstelle abliefern mussten, waren ganz humane Burschen. Auf dem Weg dorthin führten sie uns in ein polnisches Haus - Lublin war ja damals noch polnisches Gebiet. Dort bekamen wir noch einmal anständig zu essen. Ich kann mich noch erinnern, es war ein süßliches Mus und schmeckte uns nach einigen Hungertagen wie ein festliches Kirchweih-Essen. Die drei Posten waren anscheinend genauso ausgehungert wie wir. Die Frau in dem polnischen Haus gab uns zu verstehen, dass ihr Mann ein Pastor sei.

Bevor es weiter ging, geboten uns die Posten, den Mund zu halten, denn sie und auch die polnische Familie machten sich damit schwer strafbar. Für uns war es selbstverständlich, über all das zu schweigen; die Hauptsache war, wir

hatten was für in den Bauch erhalten. Man wusste ja nicht, wann es überhaupt wieder etwas zu essen gab.

Die nächste Station war das Durchgangslager in Kowel, wo wir etwa acht bis zehn Tage verblieben. Dort wurden wir verhört und wiederum verhört. Dann ging es weiter nach Kiew. Dort lagen wir für einige Tage in abgeäunten Koppeln im Freien herum wie Weidevieh. Wie wir hörten, wurden dort noch etwa 33.000 weitere Gefangene zusammengezogen. Gefangene, die zum Teil schon im Winter 1941/42 in Gefangenschaft geraten und aus dem inneren Russland zusammengezogen worden waren. Der Zweck war der große Gefangenenmarsch durch die Stadt, der angeblich für eine Dokumentation über die Einkreisungsschlacht gefilmt werden sollte.

Wenn ich die Augen schließe und mich in Gedanken in jene Tage zurückversetze, sehe ich noch heute den Elendszug, in dem wir uns damals bewegt hatten. Die riesig breite Hauptstraße bergab, drüben wieder bergauf, so dass man alles gut übersehen konnte. Es war eine gigantische Kolonne mit jeweils zehn Mann nebeneinander, nach vorne und hinten so weit das Auge reichte. Die Hälfte der Gefangenen kamen barfuß daher, denen hatten die Russen ihre leichten Schnürschuhe abgenommen. Unsere schweren Bergschuhe mochten sie aber nicht. Links und rechts der Kolonne standen alle paar Meter die Posten mit ihren Maschinenpistolen

und aufgepflanzten Bajonetten, dazwischen hier und da Hundeführer mit ihren scharf abgerichteten Tieren.

„*Dawai, dawai, bistre* - schnell, schnell!“, und dann Schimpfworte wie „Hitler kaputt“ - „Faschist“ - „Kapitalist“.

Es waren die immer gleichen Zurufe. Die Häuserreihen zu beiden Seiten waren voller Zivilisten als Zuschauer, die sich gebärdeten, als ob es der größte Festumzug gewesen wäre. Ein Großteil der Mitgefangenen hatte Durchfall. Sie zogen einfach mitten auf dem Marsch die Hosen runter und machten auf die Straße - was hätten sie anderes machen sollen, es gab keine andere Möglichkeit. Man musste ständig die Augen auf den Boden gerichtet halten, um nicht in Scheiße zu waten. Die Zivilisten schrien: „*Nemce nix Kultura* - Die Deutschen haben keine Kultur“.

Und so wälzte sich der Elendszug quer durch die Stadt Kiew zum Bahnhof, wo wir in strahlenförmige Reihen aufgeteilt zu den bereitstehenden Zügen marschieren mussten. Jeder Zug fasste angeblich bis zu zweieinhalbtausend Gefangene. In jeden der großen Viehwaggons sollten je neunzig bis hundert Mann hinein. Anfangs konnte man sich in dem Gedränge nicht einmal auf den nackten Boden setzen, aber schließlich lagen wir dann doch dicht an dicht wie die Ölsardinen nebeneinander hineingepfercht. Die Waggons wurden verriegelt und mit Stacheldraht vernagelt. So ging es auf die Fahrt in ein ungewisses Ziel.

Im Waggon ging das Gerücht um, die Amerikaner hätten von den Russen deutsche Gefangene angefordert und es ginge zum Einschiffen ans Schwarze Meer. Das habe ich von Anfang an nicht geglaubt - ich war ja schon immer ein Schwarzseher. Durch die Ritzen im Waggon und die mit Stacheldraht vernagelte Luke hatten wir mit Hilfe der Sonne die Fahrtrichtung verfolgt, welche einigermaßen stimmen musste. Aber dass es nicht wirklich nach Westen gehen würde, war nicht nur mir vollkommen klar. Am 20. August kamen wir in Saporoschje an, wo wir ausgeladen wurden.

Saporoschje war eine richtige Industriestadt mit dem damals größten Staudamm Europas und vielen wie aneinandergeklebt wirkenden Fabriken. Auf einer Strecke von gut zwanzig Kilometer waren die Gebäude dicht an dicht gestanden, vom Krieg durch den Vormarsch und den Rückzug je einmal überrollt und dadurch vollkommen zerstört. Wir hatten immer mehr Zweifel, jemals die Heimkehr zu erleben, wenn wir das alles wieder hätten aufbauen müssen.

Dennoch standen dann binnen fünf Jahren die Fabriken wieder da, und es wurde dann auch wieder produziert. Was, wussten wir nicht, denn es durften keine Gefangenen in die Hallen hinein.

So ging es also in das Lager 7100/3. Am Lagereingang mussten wir uns zu jeweils 100 Mann splitternackt ausziehen und die wenigen Klamotten, die wir überhaupt noch